

Trauma, Nachträglichkeit und die Bedeutung des Anderen

*Ilka Quindeau**

Zusammenfassung

In dem Beitrag wird die Konstruktion von Erinnerungen aus psychoanalytischer Perspektive dargestellt, bei der der Nachträglichkeit zentrale Bedeutung zukommt. Erinnerungen entstehen in einem inter-subjektiven Prozeß, in dem die Niederschläge von sensomotorisch-affektivem Erleben evoziert und neu kategorisiert, d.h. mit entsprechenden Sinnkonstruktionen verbunden werden. Im Falle von traumatischen Erfahrungen erfolgt dieser Verarbeitungsprozess im Rahmen der Übertragung in der Psychotherapie, in dem die Spaltungen und Dissoziationen allmählich zurückgenommen werden und ein neues Realitätsgefühl entstehen kann.

Schlüsselwörter: Trauma, Nachträglichkeit, Erinnerung, Übertragung

* *Ilka Quindeau, Prof. Dr. phil. habil, Dipl. Psychologin und Dipl. Soziologin, Psychoanalytikerin und Lehranalytikerin (DPV-IPA); Präsidentin an der International Psychoanalytic University in Berlin. Arbeitsschwerpunkte sind Geschlechter-, Biographie- und Traumaforschung. Zuletzt erschienen: Der Wunsch nach Nähe – Liebe und Begehren in der Psychotherapie (Vandenhoeck & Ruprecht 2017) – zusammen mit Wolfgang Schmidbauer; Sexualität (Psychosozial 2014); Männlichkeiten – Wie männliche und weibliche Psychoanalytiker Jungen und Männer behandeln (Klett-Cotta 2014) – zusammen mit Frank Dammasch; Verführung und Begehren – Die psychoanalytische Sexualtheorie nach Freud (Klett-Cotta 2008).*

Summary

Trauma, Afterwardness and the Meaning of the Other

In this contribution, the construction of memories is presented from a psychoanalytical perspective, in which afterwardsness (Nachträglichkeit) plays a central role. Memories are constituted in an inter-subjective process where the precipitations of sensomotoric-affective experience are evoked and recategorized, i.e. connected with corresponding constructions of meaning. In the case of traumatic experiences, this processing takes place within the framework of transference in psychotherapy, in which the splittings and dissociations are gradually reduced and a new sense of reality can emerge.

Keywords: trauma, afterwardsness, memory, transference

Einleitung

Vor einiger Zeit wirbelte der Schriftsteller Christian Kracht den Literaturbetrieb mit seiner Frankfurter Poetikvorlesung ziemlich durcheinander. Die Poetikdozentur – eine hehre Institution der Frankfurter Universität seit beinahe 60 Jahren – gibt einer Schriftstellerin oder einem Schriftsteller einmal im Jahr Gelegenheit zur Selbstdeutung ihres oder seines Werkes. Christian Kracht eröffnete die Reihe mit einem Bekenntnis: Er sei als Zwölfjähriger von einem anglikanischen Geistlichen in einem kanadischen Internat missbraucht worden; seine Eltern, denen er sich damals anvertraute, hätten es jedoch für eine Übertreibung ihres phantasiebegabten Sohnes gehalten. Über viele Jahre habe er sich dann gefragt, ob er dies wirklich erlebt oder sich nur eingebildet habe. Erst nachdem der mittlerweile verstorbene Geistliche von anderen Internatsschülern angezeigt wurde, sei ihm die Erinnerung daran nach einem Zeitungsbericht wieder in den Sinn gekommen.

Diese Enthüllung schlug wie ein Blitz in die Feuilletons ein. Nun meinte man die Lösung des Rätsels von Krachts teilweise eher sperrigen, enigmatischen Literatur gefunden zu haben, die das intertextuelle Spiel liebt, in dem sich verschiedene Wirklichkeitsebenen, Fiktionen und Phantasien unauflöslich miteinander verbinden. Die Süddeutsche Zeitung (vom 17.5.2018) schreibt bspw.: »Das Trauma des Missbrauchs zieht sich durch Krachts gesamtes Werk« und

zeigt, wie Kracht dies schlüssig anhand einzelner Textstellen zu belegen suchte. Die Zunft staunte über das Vorgehen des Schriftstellers, dessen Texte man bisher ganz anders verstanden hätte. Doch formulierte dieser in der zweiten Vorlesung einen höchst aufschlussreichen Satz: »Alles, was sich zu ernst nimmt, ist reif für die Parodie, auch diese Vorlesung« (SZ vom 25.5.2018) und beschreibt die Parodie als Heilmittel für den Missbrauch.

Nun sind wir gewohnt, die Parodie als etwas Abwertendes zu betrachten und sind vielleicht geneigt, diesen Satz für eine Anmaßung, möglicherweise sogar für eine Verhöhnung der Opfer zu halten. Doch scheint der auf den zweiten Blick eine tiefe Weisheit zu enthalten. Und wie so oft eilt die Kunst der Wissenschaft voraus.

Zunächst einmal hat die Parodie nichts Abwertendes, sondern bestätigt in ironischer Form die Bedeutung des Parodierten. Damit verschafft sich das Subjekt Distanz und die Möglichkeit, etwas schmerzlich Widerfahrenes in übertriebener, verzerrter Weise zur Darstellung zu bringen. Mit der Parodie gelingt es dem Subjekt, das mit der Missbrauchssituation verbundene Gefühl des Ausgeliefertseins zu überwinden und wieder Kontrolle über das Geschehen zu erhalten.

Nun wissen wir nicht, um welchen Missbrauch es in der Poetikvorlesung ging. Bei einem so gewitzten Schriftsteller wie Kracht scheinen intime biographische Geständnisse in solch einem Rahmen eher unwahrscheinlich. Aber in der Inszenierung seiner Vorlesung brachte er die Struktur des Missbrauchs auf den Punkt. Es muss sich nicht unbedingt um eine sexuelle Gewalterfahrung in der Adoleszenz des Autors gehandelt haben – wenngleich dies natürlich auch nicht ausgeschlossen ist, er könnte sich auch vom Literaturbetrieb missbraucht gefühlt haben, der nach immer neuen Sensationen giert und jedes biographische Detail zur Interpretation der Werke ausbeutet. Oder es geht um eine Parodie der gegenwärtigen kulturellen Enthüllungspraktiken vom Reality-TV bis hin zur *Me-too*-Bewegung und dergleichen mehr.

Entscheidend scheint mir die Verwirrung, die Kracht mit seiner Inszenierung ausgelöst hat, die Unsicherheit darüber, was nun wahr und was erfunden ist. Ein Journalist einer anderen Tageszeitung fühlt sich gar überwältigt; poetisch schreibt er: »Und während man noch betäubt von der Überwältigung durch die Macht des Moments an der selbstverwalteten Campus-Trinkhalle zusammensteht, erscheint alles wieder wie ein Rätsel: Ist das jetzt wirklich geschehen? Oder war das nur Einbildung? Ist diese Vorlesung Christian Krachts größter, bedeutendster

Roman?« (FNP; <http://www.fnp.de/nachrichten/kultur/Schriftsteller-Christian-Kracht-offenbart-sich-als-Opfer-sexuellen-Missbrauchs>; art679,2991376).

Offenbar hat Krachts Inszenierung kaum jemanden im Publikum unberührt gelassen. Man war der Inszenierung passiv ausgeliefert und blieb hilflos zurück, angewiesen auf die Deutung des Autors. Indem er vom Missbrauch erzählte, drehte er in gewisser Weise den Spieß von Macht und Ohnmacht um und brachte das Publikum in die Rolle der Hilflosen. In der Sprache von Jean Laplanche könnte man sagen, dass rätselhafte Botschaften in die Zuhörenden implantiert wurden, die dazu drängen, entziffert, symbolisiert oder übersetzt zu werden. Doch sind die Zuhörenden dazu nur ansatzweise in der Lage, weil es den Code dafür nicht gibt.

Mir erscheint diese kulturelle Inszenierung eines Traumas in Form der Parodie bis in die kleinsten Details meisterhaft. Es gibt keinen Text, den man nachlesen könnte; dem Publikum war jede Aufnahme verwehrt, alles war auf den Moment der Inszenierung konzentriert, die nun nachträglich entziffert, übersetzt werden muss, ohne eine *wahre* Lesart beanspruchen zu können. Es gilt, eine Form des Umgangs damit zu finden.

Christian Kracht hat auch uns als Psychotherapeuten und Psychotherapeutinnen auf kongeniale Weise vorgeführt, wie problematisch es ist, in einem Trauma ein universelles Erklärungsmuster zu sehen, das uns bisher Unverständliches plausibel macht – sei es eine unerklärliche Angst, ein hartnäckiges Symptom oder einen beeinträchtigten Bildungsweg. Auch alltagsweltlich ist das Trauma inzwischen zu einer anerkannten Ursache für Schwierigkeiten jedweder Art geworden. Oft sind wir zu schnell bereit, einem äußeren Gewaltereignis zentrale ätiologische Bedeutung zu geben, statt näher zu eruiieren, was dies denn genau für das Subjekt bedeutet und den damit verbundenen unbewussten Dimensionen nachzugehen. Krachts parodistische Inszenierung ließ die Erzählung über ein Trauma zu einem sakrosankten Text werden, der keinerlei Auslegung mehr bedarf, als würde das seinen Wahrheitsgehalt schmälern. Ähnliches manchmal auch in therapeutischen Kontexten zu beobachten: Die Erzählung wird ›für bare Münze‹ genommen, als unmittelbarer Ausdruck des Erlebten betrachtet anstatt zu sehen, dass auch sie – wie alle Erzählungen, wie jegliche psychische Äußerung – ein Produkt nachträglicher psychischer Verarbeitung ist, die in den Modi der Verschiebung, Verdichtung und Rücksicht auf Darstellbarkeit verläuft, wie Freud dies für psychische Arbeit generell darlegte. Und um es nochmal zu be-

tonen: Die unhintergehbare Tatsache einer psychischen Verarbeitung bedeutet nicht, dass die Erzählung nicht wahr wäre.

Bekanntlich hat Wolfgang Loch (1993, 1995) immer wieder hervorgehoben, dass der psychoanalytische Dialog nicht wesentlich eine Suche nach der objektiven historischen Wahrheit im Sinne einer getreuen Abbildung der Erinnerung sei, sondern der pragmatische Versuch von Analytiker_in und Analysand_in, der Vergangenheit einen neuen, weniger leidvollen, erträglicheren Sinn für Gegenwart und Zukunft zu geben. Erinnerungen und Phantasien stellten dabei keine Wahrheiten dar, die in historistischer Weise ›entdeckt‹ worden wären, sondern seien vielmehr Versuche, einen Sinn zu schaffen, um weiterleben zu können. Loch hat sich nicht systematisch mit Erinnerung befasst, er hat aber schon früh erkannt, dass die historische Wahrheitssuche in der Psychoanalyse problematisch ist. Vielmehr verwies er immer wieder auf die Spannung von ›objektiver‹ Wahrheit und intersubjektiv hergestellter Konstruktion. So hob Reimut Reiche (1996) zu Recht den Konstruktivismus von Wolfgang Loch hervor als kreativsten, eigenständigen Beitrag in dessen Werk, der in dieser Konsequenz bis heute kaum eingeholt ist.

Das Ziel meines Beitrags ist nun, die unbewussten Dimensionen im traumatischen Geschehen hervorzuheben und die Konzepte von Trauma, Konflikt und Trieb wieder zusammenzubringen, die in der Traumaforschung und -therapie der letzten 20 Jahre oft auseinanderfallen. Wollte man dies in der mittlerweile veralteten psychoanalytischen Terminologie ausdrücken, könnte man sagen: Die Gewalt trifft auf die Triebstruktur des Subjekts und wird in sein Triebschicksal miteinbezogen. Nach Mentzos (2010) ist das psychische Trauma stets vor dem Hintergrund des psychoanalytischen Konfliktmodells zu verstehen.

Ich werde mich in meinen Überlegungen wesentlich auf die Arbeiten von Jean Laplanche (2011) und dessen Primat des Anderen beziehen. Er hat die Psychoanalyse Freuds kritisch rekonstruiert und ihr in Gestalt der Allgemeinen Verführungstheorie neue Grundlagen verschafft.

Zunächst skizziere ich erstens die frühe Traumatheorie Freuds, die er zur Erklärung der Hysterie entwickelte. Zentral war dabei der Gedanke, dass der Hysteriker an Reminiszenzen leide. Traumatisch wirksam ist daher eine Erinnerung, bei der die Nachträglichkeit eine konstitutive Rolle spielt.

Daran schließt sich zweitens eine Darstellung der Allgemeinen Verführungstheorie Laplanches an, die den Primat des Anderen und die Nachträglichkeit

als zentrale Strukturmomente des Psychischen ausweist. Die universelle Verführungssituation zwischen Erwachsenem und Säugling wird als Urbild, als Prototyp des Traumas verstanden.

Daraus werde ich drittens meine Hypothese vom Trauma als Übersetzung ableiten und begründen, dass sich die Urverführung strukturell in einer traumatischen Situation reproduziert, und nachträglich erst Bedeutung erhält und in aller Wucht gefühlt wird.

Abschließend werde ich in einem vierten Punkt danach fragen, was dies für unsere therapeutische Arbeit mit traumatisierten Patienten und Patientinnen bedeutet.

Zu 1) Die Nachträglichkeit des Traumas

Im Rahmen seiner Forschungen zur Neurosenätiologie, insbesondere der Hysterie, entwickelte Freud in seiner sog. Verführungstheorie ein komplexes Traumakonzept, das die Dichotomie von Innen und Außen, Subjekt und Objekt überwindet. Ein Trauma besteht danach weder in dem äußeren Ereignis, das ihm vorangeht, noch in dem inneren Zustand, der ihm folgt, sondern es entsteht im Zusammenwirken mindestens zweier lebensgeschichtlicher Szenen. Die psychische Verknüpfung, die zwischen diesen Szenen hergestellt wird, die Syntheseleistung, lässt sich als unbewusster Erinnerungsvorgang erkennen. Pointiert formuliert: Der psychische Mechanismus der Erinnerung konstituiert das Trauma. Mit dem Konzept der Erinnerung wird der Akzent der Traumatheorie auf die psychische Verarbeitung gelegt und damit eine genuin psychoanalytische Theorie gewonnen.

Der Begriff der Szene, die im Erinnerungsprozess verknüpft und somit traumatisch wirksam wird, bedarf noch näherer Erläuterung. Eine Szene ist keine einfache Abbildung, sondern stellt bereits eine psychische Verarbeitung einer Interaktion, d.h. deren psychischen Niederschlag, dar. Sie umfasst sowohl den situativen Kontext als auch die darin enthaltenen Beziehungsmuster und Handlungsentwürfe einschließlich der unbewussten Wünsche und Ängste. Die Szene beschreibt somit einen intersubjektiven Raum. Diese Intersubjektivität der Szene kommt nun auch bei ihrer Verknüpfung zur Geltung. Wie die Erinnerung, so ist auch das Trauma intersubjektiv konstituiert.

Die Identität von Trauma und Erinnerung findet sich auch in den *Studien über Hysterie* (Breuer/Freud 1895d, 86) in dem berühmten Satz »der Hysterische leide größtenteils an Reminiszenzen«. Als Trauma bzw. als traumatisch wirksam wird dann eine Erinnerung verstanden, die als innerer Fremdkörper wirkt. Die Bezeichnung »Fremdkörper« verweist darauf, dass etwas Äußeres, Anderes in die psychische Struktur aufgenommen wird, ohne dort jedoch assimiliert werden zu können.

Die Zweizeitigkeit, die Verknüpfung zweier Erlebnisse aus unterschiedlichen lebensgeschichtlichen Zeitpunkten ist ein entscheidendes Merkmal des freudschen Traumakonzepts, das er am Beispiel eines sexuellen Traumas entwickelt. Paradigmatisch, aber nicht ausschließlich stehen hierfür ein Zeitpunkt in der frühen Kindheit sowie einer nach der Pubertät. Das erste Erlebnis, die Verführungsszene, zeigt noch keine Wirkung, da das Kind weder über die somatischen Voraussetzungen der (genitalen) Erregung verfügt noch über die psychischen wie auch kognitiven Möglichkeiten, um die Bedeutung dieser Szene zu verstehen. Jean Laplanche formuliert dies folgendermaßen: »Zwar ist das Ereignis an sich sexuell, aber deswegen nimmt es für das Subjekt keine sexuelle Bedeutung an: es ist »präsexuell sexuell«« (Laplanche/Pontalis 1992, 20). Erst die zweite Szene nach der Pubertät führt zu einem traumatischen Anstieg der Erregung, obwohl sie häufig nicht aus einem sexuellen, sondern aus einem eigentlich banalen, alltäglichen Ereignis besteht. Traumatisch wirksam wird sie durch eine Assoziation mit der ersten Szene – als Erinnerung. Diese Verknüpfung kommt jedoch erst durch erweiterte kognitive, affektive und somatische Reaktionsmöglichkeiten zustande.

Im Rahmen dieser Verführungs- und Traumatheorie entwickelt Freud den Begriff der Nachträglichkeit. Nach Laplanche und Pontalis (1973) werden im Modus der Nachträglichkeit frühere Erfahrungen, Eindrücke und Erinnerungsspuren nach dem jeweils erreichten Entwicklungsstand sowie aufgrund neuer Erfahrungen umgearbeitet. Dabei erhalten sie einen neuen Sinn und eine neue psychische Wirksamkeit.

Freud verwendet das Konzept der Nachträglichkeit insbesondere in seinen berühmten Fallgeschichten. In *Aus der Geschichte einer infantilen Neurose – dem Wolfsmann* – suchte er höchst eindrucksvoll, aber vergeblich einen unhintergehbaren, lebensgeschichtlichen Anfang als Ursache der späteren Neurose zu bestimmen, bevor er zu der Einsicht gelangt, dass der Traum des Kindes die

Koitusbeobachtung »zur nachträglichen Wirkung bringt« (Freud 1918b, 144). In einer ausführlichen Fußnote veranschaulicht Freud die Nachträglichkeit:

Wir wollen über die abkürzende Darstellung des Textes die wirkliche Situation nicht außer Auge lassen, daß der Analysierte im Alter von 25 Jahren Eindrücken und Reaktionen aus seinem vierten Jahr Worte verleiht, die er damals nicht gefunden hätte. Vernachlässigt man diese Bemerkung, so kann man es leicht komisch und unglauwbüdig finden, daß ein vierjähriges Kind solcher fachlicher Urteile und gelehrter Gedanken fähig sein sollte. Es ist dies einfach ein zweiter Fall von Nachträglichkeit. Das Kind empfängt mit anderthalb Jahren einen Eindruck, auf den es nicht genügend reagieren kann, versteht ihn erst, wird von ihm ergriffen bei der Wiederbelebung des Eindrucks mit vier Jahren, und kann erst zwei Dezennien später in der Analyse mit bewußter Denktätigkeit erfassen, was damals in ihm vorgegangen (...). (Freud 1918b, 72)

An diesem Beispiel kann man die vielfältigen Umschriften erkennen, mit denen ein Geschehen zu unterschiedlichen Zeitpunkten des Lebens verschiedene Bedeutungen erhält (vgl. auch Lacan 1953). Entscheidend dabei ist die Auflösung linearer Zeitvorstellungen; frühere Erfahrungen werden demnach genauso bedeutsam für spätere wie umgekehrt.

Zu 2) Die allgemeine Verführungssituation als Prototyp des Traumas

Der Primat des Anderen ist die große Neuerung, die Laplanche in den psychoanalytischen Diskurs einbringt und die noch nicht wirklich eingeholt ist. Er überwindet damit den subjektzentrierten Ansatz der Psychoanalyse, der bis in die gegenwärtigen Strömungen fortbesteht – wie beispielsweise in der Redeweise von *Objekten*, von *inneren Objekten* oder von *Objektbeziehungen*. Der Primat des Anderen oder der Alterität bedeutet, nicht vom Subjekt aus zu denken, sondern vom Anderen her. Statt um eine wechselseitige Interaktion geht es hier um eine einseitige, asymmetrische Beziehungsstruktur wie wir sie in der Linguistik etwa in der Form der Anrede finden. So ist jede Anrede mit einem Anspruch verbunden, auf den der/die Angesprochene reagieren muss. Der Anspruch enthält verschiedene Ebenen; psychoanalytisch von Interesse ist die unbewusste Botschaft, die mit jeder Anrede transportiert wird.

In der Alteritätstheoretischen Psychoanalyse wird die anthropologische Grundsituation, in der sich das Subjekt konstituiert, als eine solch asymmetrische Kommunikationssituation von Anrede und Antwort beschrieben. Damit wird eine andere Position vertreten als die heute in der Entwicklungspsychologie übliche. Das Kind wird nicht im geläufigen Sinne des modernen autonomen Subjekts als Gestalter seiner Entwicklung betrachtet, sondern vielmehr als strukturell dem Anderen unterworfen (als Subjekt im wörtlichen Sinne von *sub-iectum*). Die menschliche Entwicklung wird damit nicht vom Ich aus, sondern vom Anderen und das heißt auch: vom Fremden, vom Unverfügbaren her konzipiert. Diese Blickrichtung – der Primat des Anderen – entspricht dem zentralen Anliegen einer Psychoanalyse, die das Handeln und Erleben im Wesentlichen vom Unbewussten, also dem Ich nicht Zugänglichen, Unverfügbaren, bestimmt sieht.

Von besonderer Bedeutung im Hinblick auf die Entstehung des Unbewussten und seines Kerns, des Sexuellen, ist die Konfrontation mit dem unbewussten Begehren der Erwachsenen. Laplanche (1996, 83 f.) bezeichnet dies als »Urverführung« und spricht in diesem Zusammenhang von »rätselhaften Botschaften« (Laplanche 1996, 83 f.). Rätselhaft sind sie für den Säugling zum einen, weil er sie aufgrund seiner noch wenig ausgebildeten somatischen, kognitiven und affektiven Verhaltens- und Erlebensmöglichkeiten nur sehr unzureichend verarbeiten kann; zum anderen sind sie aber auch für den Erwachsenen nicht zugänglich, sondern rätselhaft aufgrund ihres unbewussten Gehalts. Dieser letzte Punkt ist noch einmal zu betonen: In der Beziehung zum Kind werden beim Erwachsenen unbewusste *Phantasien* angesprochen, die als rätselhafte Botschaften fungieren. Die beiden Dimensionen menschlichen Lebens, die Freud in seiner späten Triebtheorie problematischerweise voneinander getrennt hat – die Selbsterhaltung und das Sexuelle – wirken in jedem Moment des Lebens zusammen, das heißt jede Nahrungsaufnahme des Säuglings, jedes Wickeln oder Baden ist mit unbewussten sexuellen Phantasien des Erwachsenen verbunden. Das macht die grundlegende Asymmetrie in der Beziehung von Erwachsenem und Kind aus.

Die Konfrontation mit dem unbewussten Begehren des Erwachsenen schreibt sich in die entstehende psychische Struktur des Säuglings ein. Laplanche (1996) nennt diesen Vorgang »Intromission« (Laplanche 1996, 112), um ihren traumatischen Charakter deutlich zu machen. Die rätselhafte Botschaft richtet sich als Anspruch auf den Säugling, sie wird gleichsam in den Säugling intromittiert, hineingeschickt. Mit dem Begriff der Botschaft macht Laplanche den Auffor-

derungscharakter dieses Geschehens deutlich, der Säugling ist der Intromission zunächst passiv ausgeliefert, es werden innere Fremdkörper eingeschrieben, die den Kern des Unbewussten des Kindes, das Sexuelle, bilden.

Dies geschieht durch den Verarbeitungsprozess des Säuglings: Er sucht die rätselhafte Botschaft zu entziffern, zu übersetzen, das heißt sie zu verarbeiten. Dazu ist er aber nur ansatzweise in der Lage, es bleiben unübersetzte, unübersetzbare Reste – Freud (1986, 219) nannte sie »fueros«, »Reminiszenzen« – zurück.

Wir haben es hier mit einer anthropologischen Grundsituation zu tun. Die Verführungsszene ist universell, sie vollzieht sich strukturell in jeder Interaktion eines Erwachsenen mit einem ausgebildeten Unbewussten und einem Säugling, bei dem dieses Unbewusste erst im Entstehen ist. Der Säugling ist dem Begehren des Erwachsenen passiv ausgesetzt, die Asymmetrie dieser Beziehungsstruktur ist von entscheidender Bedeutung. Dieser Gedanke produziert manchmal Missverständnisse: Die Passivität und die Asymmetrie sind nicht deskriptiv gemeint, sondern strukturell. Auf der Ebene des Verhaltens gibt es natürlich Gegenseitigkeit und Aktivität, da ist der Säugling nicht passiv, das Konzept des *kompetenten Säuglings* (Dornes 1993) ist damit nicht ausgeschlossen.

Die Asymmetrie und die Passivität, das Ausgeliefertsein sind zentrale Bestimmungstücke eines traumatischen Geschehens. Insoweit lässt sich die universelle Verführungssituation als »Urbild« – wie Müller-Pozzi (2008, 50) dies nennt – als Prototyp des Traumas verstehen.

Zu 3) Das Übersetzungsmodell der Traumatisierung

Unter meinem dritten Punkt möchte ich nun die verschiedenen Bestimmungstücke zusammenfügen zu einem Übersetzungsmodell der Traumatisierung, bei dem jene unbewusste Dimension eine zentrale Rolle spielt, von der eine Botschaft ausgeht, die das Subjekt zur Verarbeitung drängt.

Fassen wir die einzelnen Aspekte der bisherigen Traumatheorien noch einmal zusammen: Zunächst der ökonomische Aspekt des Traumas, der in einer Reizüberflutung des Organismus besteht, die in diesem Moment aus äußeren und inneren Gründen nicht adäquat abgeführt oder psychisch verarbeitet werden kann. Freud spricht von einem Einbruch hoher Reizquantitäten ins Ich, die in einer

Art Notfallmaßnahme eingekapselt werden müssen, um das weitere psychische Funktionieren zu ermöglichen. So kommt es zur Bildung innerer Fremdkörper.

Dies wirkt zunächst ziemlich mechanistisch, gewinnt jedoch deutlich an Attraktivität, wenn man diese inneren Fremdkörper als Überlebsel, als *fueros*, versteht, wie Freud dies in seinen frühen Schriften getan hat. Sie bestehen also nicht aus reinen Reizquantitäten, sondern sind Reste lebensgeschichtlicher Szenen, die nicht verarbeitet werden konnten. Diese Unmöglichkeit der Verarbeitung kann im Wesen des Ereignisses selbst liegen, bspw. eine lebensbedrohliche Situation, die mit Todesangst einhergeht, wie eine Vergewaltigung, eine Geiselnahme oder ein schwerer Unfall. Aber es gehören auch äußere Faktoren und Umstände dazu, die ein Ereignis traumatisch machen können, wie objektive soziale Bedingungen, die ein angemessenes Reagieren verhindern. Und nicht zuletzt ist es der psychische Konflikt, der eine Integration der Erfahrung verhindert und sie traumatisch werden lässt. Alle Faktoren wirken dabei zusammen, Freud (1905d, 141) hat dies als »Ergänzungsreihe« beschrieben.

Der Grundgedanke des Übersetzungsmodells von Jean Laplanche besagt, dass vom Anderen eine Botschaft ausgeht, die vom Subjekt übersetzt werden muss. Eine solche Botschaft geht nun auch von den inneren Fremdkörpern, den *fueros*, aus. Ich finde diese Bezeichnung sehr treffend, es sind Anachronismen in der psychischen Struktur, analog einem früheren Lokal- oder Sonderrecht vor der Durchsetzung einer zentralen Gesetzgebung in Spanien. In der gegenwärtigen psychoanalytischen Terminologie kann man diese Überlebsel auch als »unbewusste Phantasie« (Müller-Pozzi 2008, 185) bezeichnen. Und noch eine andere Begriffsklärung scheint mir wichtig in diesem Zusammenhang: Mit Bedacht wählte Laplanche den Terminus der Übersetzung und nicht den der Interpretation: Während sich die Interpretation auf die Auslegung von möglichen Sinngehalten einer Äußerung bezieht, werde ich im Falle der Übersetzung unmittelbar von der Äußerung eines Anderen angesprochen, sie bringt mich dazu, etwas zu tun, nämlich die Äußerung in eine mir geläufige Sprache zu bringen. Dieser Aufforderungscharakter, das Drängen, das mich nicht unberührt lässt, ist das Wesentliche am Modell der Übersetzung.

Beziehen wir dies nun auf die Frage nach dem Trauma, so lässt sich sagen, dass dies nicht lediglich in einem Fremdkörper besteht, der eingekapselt werden muss, sondern dass von dem Fremdkörper eine Botschaft ausgeht, die dazu drängt, übersetzt zu werden. Im Falle des Traumas werden die Überlebsel in

einer zweiten Szene durch ein entsprechendes Ereignis oder Erlebnis wiederbelebt, was zu einem bedrohlichen Anstieg von Erregung führt, die durch erneute Übersetzung nicht gebunden und verarbeitet werden kann. Das äußere Ereignis trifft immer auf eine Phantasie, die es aktiviert. Dies ist dabei allerdings nicht nur als eine Art Auslöser zu verstehen. Zentral ist vielmehr das Zusammenspiel von Ereignis und Phantasie; das heißt ein Ereignis bleibt nicht äußerlich, sondern erhält Bedeutung für das Subjekt, indem es sich unbewusst phantasmatisch auflädt. Die unbewusste Dimension macht dabei auch deutlich, dass es nicht das Subjekt ist, in dessen Verfügungsgewalt die Bedeutungsgebung liegen würde, es ist dieser vielmehr passiv unterworfen.

An anderer Stelle bezeichnet Freud (1915c, 214) eine solche psychische »Arbeitsanforderung«, wie die eines Fremdkörpers, der zur Übersetzung drängt, als Trieb. Das Übersetzungsmodell des Traumas macht daher deutlich, dass Trauma und Trieb miteinander amalgamiert sind.

Für eine psychoanalytische Traumadefinition ist es wichtig, dass das Ereignis keine determinierende Wirkung besitzt. Aus dem Ereignis geht kein Symptom hervor. Das Symptom ist eben nicht die direkte Folge des Ereignisses, sondern das Ergebnis der Übersetzung. Insofern ist es auch problematisch, von Traumafolgen zu sprechen. Vielmehr ist es ein höchst subjektives Geschehen, welche Bedeutung einem traumatischen Ereignis etwa in der Lebensgeschichte des Subjekts zukommt, unter welchen Bedingungen die Gewalt erlebt wurde und mit welchen unbewussten Phantasien sie sich verbindet.

Traumatische Erfahrungen im Erwachsenenalter rühren aufgrund der Ohnmacht und des Ausgeliefert-Seins an Erfahrungen in der frühen Kindheit, an die grundlegende Passivität, mit der das kleine Kind den Phantasien der Erwachsenen ausgesetzt war, wie dies Laplanche in seiner Verführungstheorie beschreibt. Die überwunden geglaubte Passivität wird in der späteren Gewalterfahrung wiederbelebt. Sie ist allerdings vom Säugling nie gefühlt worden und wird erstmals real, überwältigend spürbar im Trauma.

Obwohl das Trauma als etwas bisher Unvorstellbares, radikal Fremdes in die Erlebniswelt eines Subjekts einbricht, entsteht der »Eindruck eines plötzlichen Aktuell-Werdens einer alten unbewussten Angst«, wie Theodor Reik dies sehr treffend auf den Punkt gebracht hat: »Es ist, als ob plötzlich und in unerwarteter Form wirklich real würde, was wir einmal gefürchtet, dann vor uns abgeleugnet

und aus unseren Gedanken verbannt haben. Das dunkle Unheil, das wir unbewusst erwartet haben, ist plötzlich da« (Reik 1983, 274).

Worin aber nun dieses dunkle Unheil genau besteht, ist höchst individuell und kann nur für jede Person gesondert herausgefunden werden. Aus diesem Grund erscheinen mir auch allgemeine Annahmen über dieses Unheil wenig hilfreich, wie man sie manchmal in der Traumaliteratur findet, wie etwa, dass ein Trauma im Kern als primärer Objektverlust erlebt werde oder dass hinter den Selbstvorwürfen der Hass auf die Mutter steht, die das Subjekt nicht schützen konnte (vgl. Ehlert-Balzer 1996). Wenngleich dies durchaus zutreffen mag, ist es für die Verarbeitung der Traumatisierung unerlässlich, den unbewussten Phantasien des Subjekts bzw. dessen Übersetzungen nachzugehen.

Zu 4) Folgerungen für die Therapie

Ich komme damit zu meinem letzten Punkt und möchte an einem kurzen Fallbeispiel zeigen, wie sich die verschiedenen Übersetzungsversuche der rätselhaften Botschaften in einem Symptom verdichten und wie es in der Analyse zu einer erneuten Umschrift kommen muss, damit das Symptom gemildert wird. Diese Umschrift kann nur in der Übertragung erfolgen, was insbesondere bei traumatisierten Patienten und Patientinnen mit besonderen Schwierigkeiten verbunden ist. Denn eine traumatisierende Übertragung anzunehmen, bedeutet, in die Position des Täters oder der Täterin zu kommen, wenngleich natürlich im Vergleich zur außeranalytischen Erfahrung in stark gemilderter Form. Aber dies ist für beide Beteiligten, für die Analysand_in ebenso wie für die Analytiker_in nicht leicht zu ertragen.

So wird denn auch nicht zuletzt mit der Entwicklung spezifischer Traumatherapien die Sinnhaftigkeit psychoanalytischen Arbeitens mit traumatisierten Patientinnen und Patienten infrage gestellt. Etwa Luise Reddemann (2013) formulierte ihren Standpunkt überaus deutlich: »Auch eignet sich die Regressionen fördernde Haltung herkömmlicher psychoanalytischer Behandlungen nicht für die Behandlung traumatisierter Patientinnen und Patienten. Ausdrücklich wird davon abgesehen, die Pathologie in der therapeutischen Beziehung zu entfalten« (Reddemann & Wöller 2013, 582).

Ich halte ihre Sichtweise allerdings für höchst problematisch, da ich mir nicht vorstellen kann, wie es praktisch möglich sein sollte, die Pathologie aus der Übertragung herauszuhalten. Vielmehr erscheint es mir unausweichlich, dass sie sich in der Übertragung niederschlägt. Daher ist es notwendig, sie zu bearbeiten, denn andernfalls wird sie agiert, oder verdichtet sich im Symptom.

In einem kurzen Ausschnitt aus einer Analyse möchte ich meine Schwierigkeiten mit der traumatisierenden Übertragung (Holderegger 2003) darstellen und zeigen, dass sie sich geradezu dazu anbietet, übersehen und agiert zu werden.

Fallgeschichte

Eine Patientin – ich nenne sie Frau B. – kommt etwa sieben Jahre nach Abschluss ihrer Analyse mit einer gravierenden Arbeitsstörung noch einmal zu mir. Sie ist Mitte Dreißig und an einem renommierten Forschungsinstitut beschäftigt. Doch statt zu arbeiten sei sie beinahe fortwährend damit befasst, Fehler in von ihr verfassten, schriftlichen Texten zu suchen, manchmal auch in Arbeiten, die schon Jahre zurücklägen.

In der ersten Behandlung war es viel um ihren Vater gegangen, einem bigotten Christen, der einer strengen religiösen Gruppierung angehörte, heimlich Pornos geschaut und seine Kinder geschlagen hätte. Er erschien als streng und unnahbar. Für die kleinsten Vergehen habe es brutale Strafen gegeben, so habe sie ohne Essen ins Bett gehen müssen oder sei auch manchmal für mehrere Stunden im dunklen Keller eingesperrt worden. Die Mutter blieb in der ersten Behandlung eigentümlich blass. Zwar habe auch sie die Kinder geschlagen, aber das sei meist spontan gewesen, nicht so geplant und kühl wie der Vater. Doch seien beide Eltern aus religiöser Überzeugung der Ansicht gewesen, dass die Strafen nur »zum Besten der Kinder« seien und notwendig, damit »anständige Menschen« aus ihnen würden.

Ein gutes Jahr vor der zweiten Behandlung sei ihr 5 Jahre älterer Bruder ums Leben gekommen. Wir waren auch in der ersten Behandlung oft mit ihm beschäftigt, weil er schwer drogenabhängig war und Frau B. sich viele Sorgen um ihn gemacht hatte. Er habe viele Entzugsbehandlungen gemacht und wäre eines Nachts im Winter in einem Park erfroren. Frau B. machte sich große Vorwürfe, dass sie das nicht habe verhindern können.

Nun möchte ich einen kleinen Einblick in die Zeit geben, in der die Fehlersuche ganz massiv wurde: Frau B. berichtet am Anfang einer Stunde, dass es schon lange nicht mehr so schlimm gewesen sei. Sie habe ein falsches Datum in einer Publikation gefunden, wodurch die gesamte Arbeit von Grund auf falsch gewesen sei. Sie sagt: »Manchmal beschäftigt mich, dass offensichtliche Fehler von niemandem bemerkt werden«. Sie macht eine Pause und schweigt länger. Ich fühle mich überfordert, ihr Schweigen fühlt sich so abrupt an und drängt mich, etwas zu sagen. Diese Szene wiederholt sich. Sie spricht über ihre »extreme Schuldigkeit«: »Die Schuld muss endlich aufgedeckt werden und dann ist es gut«. Wir hatten in der Zeit vorher ihre Phantasie herausgearbeitet, dass sie zur Ruhe käme, wenn sie überführt würde. Früher habe ihre Mutter gedroht, dass ihr etwas sehr Schlimmes passieren würde, wenn sie sich von der Religion abwende. Seitdem habe sie immer Angst, dass so etwas passieren könnte. Wenn ihr ein wissenschaftliches Fehlverhalten nachgewiesen würde, wäre jedoch das Schlimme, was sie erwartet, endlich passiert und dann müsste sie keine Angst mehr haben.

Ich frage sie, ob denn nicht das Schlimme schon passiert sei, als ihr Bruder gestorben ist? Sie weint bitterlich und macht sich Vorwürfe: Sie hätte das verhindern müssen. Am Abend vor seinem Tod habe ihr Bruder ihr noch in einer Mail geschrieben, dass es ihm nicht gut gehe; aber sie habe das nicht so ernst genommen. Das sei ja oft vorgekommen. In den weiteren Stunden erzählt sie vom engen Verhältnis, das ihr Bruder zu ihrer Mutter gehabt habe. Er sei auch immer der Lieblingssohn der Mutter gewesen. Sie merkt, dass sie früher offenbar oft eifersüchtig auf die Mutter war, als sie den Eindruck hatte, ihr Bruder würde der Mutter mehr erzählen als ihr, sei vertrauter mit dieser. Das erscheint ihr im Nachhinein seltsam.

In den nächsten Tagen schimpft sie auf eine Mitpatientin, die ihr Fahrrad immer genau an der Stelle parke, wo eigentlich sie stehe. Ich frage: »Sie nimmt Ihnen den Platz weg?«. Sie lacht und meint, »vermutlich arbeiten Sie auch viel lieber mit ihr als mit mir, die erzählt wahrscheinlich auch mehr«.

In der Stunde werden ihr die Eifersucht und die Wut spürbar, die sie mit der vermuteten engen Beziehung zwischen ihrer Mutter und ihrem Bruder verbindet und die ihr damals aber nicht spürbar waren. In Gestalt der Nebenübertragung auf die Mitpatientin entfaltet sie ihre Rachephantasien und wünscht sich, dass deren Fahrrad geklaut würde, damit endlich wieder Platz für sie wäre.

Zwei, drei Wochen später kommt Frau B. äußerst beunruhigt in die Stunde und kann sich nicht erklären, was mit ihr los ist. Es sei nichts Ungewöhnliches passiert, sie habe auch keine verstörenden Träume gehabt, es sei einfach rätselhaft. Die Unruhe hielt jedoch die ganze Stunde über an. Erst einige Tage später fiel ihr ein, dass das Fahrrad der Mitpatientin nicht am gewohnten Platz gestanden habe. Sie habe dem erst keine Bedeutung beigemessen, aber dann sei ihr ihr Rachewunsch wieder eingefallen. Sie denkt über griechische Mythologie nach: Hera hätte sich an Herakles Mutter gerächt und Schlangen ausgeschickt, die Herakles töten sollten. Frau B. weint, sollte auch sie sich an ihrer Mutter gerächt und ihr den Lieblingssohn genommen haben? Habe sie deshalb nichts unternommen am Tag vor dem Tod ihres Bruders?

Wir arbeiten noch lange an Frau B.s Rachephantasie, die verschiedene Funktionen besitzt. Uns beschäftigte zunächst, dass sie sich verstehen lässt als Antwort auf das rezente Trauma des Verlusts ihres Bruders. Mit ihrem Schuldgefühl suchte sie ihre Ohnmacht und Hilflosigkeit zu mildern. So plausibel diese Lesart auch ist, sie änderte kaum etwas an ihrem Symptom der Fehlersuche; es ließ zwar für einige Tage etwas nach, kehrte dann aber mit unverminderter Schärfe zurück.

Inzwischen war ich auch einigermaßen ratlos und fühlte mich ohnmächtig gegenüber der Hartnäckigkeit des Symptoms, das die Patientin auch faktisch in massive berufliche Schwierigkeiten brachte. Ich versuchte, die Hartnäckigkeit zu thematisieren, mit der sie mich von ihren Fehlern überzeugen will: »Sie bemühen sich ja auch hier immer wieder, mich davon zu überzeugen, was Sie alles falsch gemacht haben in Ihren Arbeiten, aber so recht kommt es bei mir nicht an, oder?« Sie erzählt, dass sie in der letzten Woche ihre Lektüre von *Schuld und Sühne* abgebrochen habe. Es sei ihr zu nahegegangen. Die Hauptperson habe auch versucht, die anderen von ihrer Schuld zu überzeugen, und man habe es auf ihre Krankheit zurückgeführt. Ich fühle mich irgendwie ertappt und frage sie: »Und das tue ich jetzt auch?«. Sie meint: »Irgendwie schon«. Ich antworte ihr: »Es stimmt, dass ich Ihre Fehlersuche als ein Symptom auffasse. Ich glaube nicht, dass Sie einen schweren wissenschaftlichen Fehler begangen haben. Aber vielleicht können wir die Situation verstehen, die sich gerade zwischen uns abspielt. Sie versuchen mir etwas zu zeigen und ich verstehe nicht, was Sie meinen, sondern sehe es als Krankheit. Kommt Ihnen das vielleicht vor wie ein Verrat?« Sie schweigt eine Weile und meint dann: »Verrat ist irgendwie zu stark. Aber fair

ist es auch nicht«. Ich fühle mich unwohl und in dem Dilemma, einerseits ihre Schuldphantasie nicht bestätigen zu können, ihr damit aber auch andererseits die Berechtigung ihrer Sichtweise abzusprechen, sie also zu »verraten«. Erst später wurde mir deutlich, wie sehr ich mich gegen die Rolle einer »Verräterin« in der Übertragung sperrte.

Einige Zeit danach erinnerte sich Frau B. an Szenen ihrer Kindheit: »Und als Vater dann abends nach Hause kam, hat Mutter ihm berichtet, wenn ich was falsch gemacht hatte. Wenn mir beim Spülen ein Glas kaputt gegangen ist oder so ... weil ich zu unaufmerksam war. Und Vater hat mich dann bestraft, dann musste ich vielleicht für den Rest des Tages in mein Zimmer und hab nichts mehr zu essen gekriegt. Und meine Mutter stand dann so da und schaute bedröppelt. Ich krieg 'ne riesen Wut, wenn ich daran denke. Das war so fies, so gemein, wie die mich verraten hat ... Das war eigentlich noch schlimmer als der Vater, der die Strafen irgendwie nur ausgeführt hat.«

Diese Wut über die Mutter konnte sie plötzlich in der Übertragung fühlen; sie war in der ersten Behandlung nie Thema. Als Analytikerin fiel es mir offenbar zu schwer, diese traumatisierende, mütterliche Übertragungslinie anzunehmen und für die Patientin zu einer Verräterin zu werden.

Es ging damals ausschließlich um ihren Vater und die Wut auf ihn, die ihr zugänglich war. Erst der Tod ihres Bruders, an dem sie sich schuld fühlte, führte zu einer erneuten Umschreibung der traumatischen Erinnerungsspuren und ihre Mutter rückte in den Mittelpunkt. Von ihr hatte sie sich verraten gefühlt und an der sie sich nachträglich rächte durch die Phantasie, dass sie ihr den Lieblingssohn genommen und sie in eine tiefe depressive Krise gestürzt habe.

Das Ausmaß der Fehlersuche ist mit der Zeit deutlich zurückgegangen; während Frau B. früher fast täglich damit befasst war, tauchte sie danach nur noch in besonderen Belastungssituationen in gemilderter Form auf.

Mit dieser kurzen Vignette möchte ich zeigen, wie wichtig es ist, die traumatische Übertragung anzunehmen, auch wenn sie sich äußerst unangenehm anfühlt und man in der inneren Welt der Analysand_in in die Position des Täters oder der Täterin kommt. In der Behandlung formierte sich diese Übertragungslinie nicht etwa durch eine besondere Aggression oder ein anderes problematisches Verhalten meinerseits. Vielmehr habe ich etwas gesagt, was ich auch nach reiflicher Überlegung noch richtig und notwendig finde: Dass die Fehlersuche in ihren wissenschaftlichen Texten ein Symptom darstellt, dass sie ganz ein-

fach ›falsch‹, also selbst ›ein Fehler‹ ist. Damit habe ich mich allerdings in der Wahrnehmung der Patientin gegen sie gestellt, habe sie ›verraten‹ wie damals ihre Mutter. Der Verrat durch die Mutter stellt eine lebensgeschichtliche Szene dar, die durch den Tod des Bruders nachträglich eine neue Umschreibung erfährt. In ihrer unbewussten Phantasie suchte sich die Patientin für diesen Verrat an der Mutter zu rächen, indem sie deren Sohn, ihren eigenen Bruder, umbringt. Diese unbewusste Phantasie befeuert die bewussten Schuldgefühle, die sich in dem gravierenden Symptom der Fehlersuche verdichtet haben, die zunehmend selbsterstörerische Ausmaße annahm.

Die traumatisierende Übertragung stellt nicht einfach eine negative Übertragung dar. Sie unterscheidet sich durch eine nahezu existenziell bedrohliche Dimension, die als Verwirrung und unerklärliche Unruhe auf Seiten der Analysandin spürbar war und sich in meiner Gegenübertragung als ebenfalls durch eine massive Verunsicherung bemerkbar machte, bei der ich mich mit heftigen Schuldgefühlen plagte und dem Gefühl, etwas grundlegend falsch gemacht zu haben.

Doch zeigte sich an der deutlichen Milderung ihrer Fehlersuche im weiteren Verlauf, dass die Akzeptanz einer traumatisierenden Übertragung die unbewussten Phantasien, die Überlebens- oder Reminiszenzen, zugänglich macht, so dass Affekte spürbar werden, die bis dahin noch nie eine Ausdrucksgestalt finden konnten.

Literatur

- Dornes, Martin (1993): Der kompetente Säugling. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Ehlert-Balzer, Martin (1996): Das Trauma als Objektbeziehung. Veränderungen der inneren Objektwelt durch schwere Traumatisierung im Erwachsenenalter. In: Forum Psychoanal., 12, 291–314.
- Ferenczi, Sándor (1933): Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kind. In: Michael Balint (Hg.): Sándor Ferenczi – Schriften zur Psychoanalyse. Bd. 2. Frankfurt a.M.: Fischer, 303–316.
- Freud, Sigmund (1895d): Studien über Hysterie. GW I, 75–312.
- Freud, Sigmund (1899a): Über Deckerinnerungen. GW I, 531–554.
- Freud, Sigmund (1905d): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. GW V.
- Freud, Sigmund (1915c): Triebe und Tribschicksale. GW V, 210–232.

- Freud, Sigmund (1918b): Aus der Geschichte einer infantilen Neurose. GW XII, 27–157.
- Freud, Sigmund (1986): Briefe an Wilhelm Fliess 1887–1904. Ungekürzte Ausgabe. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Hock, Udo (2000): Das unbewusste Denken: Wiederholung und Todestrieb. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Hock, Udo (2003): Die Zeit des Erinnerns. *Psyche – Z Psychoanal* 57, 823–840.
- Holderegger, Hans (2003): Der Umgang mit dem Trauma. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Lacan, Jacques (1953): Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse. In: *Schriften I*, 137, 71–169. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1975.
- Laplanche, Jean (1988): »Die Allgemeine Verführungstheorie« und andere Aufsätze. Tübingen: edition diskord.
- Laplanche, Jean/Pontalis, Jean-Bertrand (1992): Urphantasie: Phantasien über den Ursprung, Ursprünge der Phantasie. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Laplanche, Jean (1996): Die unvollendete kopernikanische Revolution in der Psychoanalyse. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Laplanche, Jean (2011): Neue Grundlagen für die Psychoanalyse. Gießen: Psycho-sozial.
- Laplanche, Jean/Pontalis, Jean-Bertrand (1973): Das Vokabular der Psychoanalyse. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Loch, Wolfgang (1993): Deutungs-Kunst. Dekonstruktion und Neuanfang im psychoanalytischen Prozeß. Tübingen: edition diskord.
- Loch, Wolfgang (1995): Psychische Realität – Materielle Realität. *Genese – Differenzierung – Synthese*. In: *Jahrb. Psychoanal.* 34, 103–141.
- Lorenzer, Alfred/Thomä, Helmut (1964/65): Über die zweiphasige Symptomentwicklung bei traumatischen Neurosen. In: *Psyche – Z Psychoanal* 18, 674–684.
- Mentzos, Stavros (2010): Lehrbuch der Psychodynamik. Die Funktion der Dysfunktionalität psychischer Störungen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Müller-Pozzi, Heinz (2008): Eine Triebtheorie für unsere Zeit. *Sexualität und Konflikt in der Psychoanalyse*. Bern: Huber.
- Reddemann, Luise/Wöller, Wolfgang (2013): Trauma und Persönlichkeitsstörungen. Ressourcenbasierte Psychodynamische Therapie (RPT) traumabedingter Persönlichkeitsstörungen. Stuttgart: Schattauer.
- Reiche, Reimut (1996): Buchbesprechung »Deutungsoptionen«. *Psyche – Z Psychoanal* 50, 170–177.
- Reik, Theodor (1983): Der unbekannte Mörder. *Psychoanalytische Studien*. Frankfurt a.M.: Fischer.

Winnicott, Donald-Woods (1974): Die Angst vor dem Zusammenbruch. In: Psyche – Z Psychoanal 45, 1991, 1116–1126.

Prof. Dr. Ilka Quindeau, Internationale Psychoanalytische Universität Berlin
IPU, Stromstraße 1, 10555 Berlin, ilka.quindeau@ipu-berlin.de

Hinweis der Herausgeber*innen: Bitte schreiben Sie uns gerne Ihre
Kommentare zu dem Beitrag an jp-kommentar@frommann-holzboog.de. Diese
werden künftig auf der Jahrbuch-Webseite veröffentlicht.

www.jahrbuch-psychoanalyse.de